

Der *West-östliche Divan*

Im Mai 1814 entstanden die ersten Gedichte des *West-östlichen Divans*, des Werks, das nun völlig hineingestellt ist in die Gedankenwelt und die Atmosphäre des Islam. Es hätte nicht entstehen können ohne Goethes positives Verhältnis zum Islam, das sich seit seiner Jugend auch in seinen Dichtungen zeigte und das sich nun auf ein viel breiteres Fundament von Kenntnissen gründete. Dieses Verhältnis bekundet sich auch auf erstaunliche Weise in einer von Goethe verfassten Ankündigung des *West-östlichen Divans* aus dem Jahr 1816, in der er hochgemut schrieb, der Verfasser des Buches lehne „den Verdacht nicht ab, daß er selbst ein Muselman sei.“ Für die meisten seiner Landsleute war das eine höchst provozierende Aussage.

Schlagen wir den *West-östlichen Divan* auf, so konfrontiert er uns als erstes mit einer Weltuntergangsvision:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,

Sind das Posauentöne des Jüngsten Gerichts? Welche höhere Stimme ist es, die dem Dichter gebietet:

Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten...

Dem spirituellen Aufbruch des *Divan*-Dichters zum ‚reinen Osten‘ der patriarchalischen Frühe verknüpft die Gedichtüberschrift *Hegire* mit dem Aufbruch des Propheten Mohammed von Mekka nach Medina im Jahr 622, dem Gründungsjahr des Islam und Beginn der muslimischen Zeitrechnung. Wie schon erwähnt, verrät Goethes Reinschrift, dass diese Einleitungsverse zum *Divan* am 24. Dezember 1814 entstanden, einem ‚Heiligen Abend‘ also, an dem die Christenheit die Geburt ihres Erlösers und den Anbruch der christlichen Ära feiert. Es war zugleich der Jahrestag des ersten baschkirischen Freitagsgebetes im Weimarer protestantischen Gymnasium. Eine seltsame Koinzidenz, die aber alles andere als zufällig ist, besonders wenn man sich bewusst hält, dass Goethe in einer protestantischen Familie als Sohn einer bibelfesten Mutter aufgewachsen war und dass er sich auch selber zu den protestantischen Laien zählte, die die Heilige Schrift so genau kannten, dass sie, „als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben vermochten, die Hauptquellen aber auswendig wussten und solche jederzeit zur Anwendung bereit hielten“. Dies Zitat stammt aus den *Noten und Abhandlungen* zum *West-östlichen Divan*. Dort fügt Goethe hinzu, dass je-

dem Bibelfesten „daraus eine große Bildung erwachsen mußte, weil das Gedächtnis, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urteil reinen Stoff zu Genuss und Behandlung aufbewahrt“.

Das Zusammentreffen christlicher und islamischer Gründungsmythen ist Ausdruck des dichterischen Willens zur Überbrückung feindlicher Gegensätze, zur Versöhnung von einander nur scheinbar polar entgegengesetzten geistigen Welten, ein Friedensprogramm, wie es sich noch im kleinsten Detail des *West-östlichen Divan* bekundet.

Hier spricht Goethe also aus der Erfahrung eines bibelfesten Menschen, um – zur Überraschung des Lesers – seine brüderlichen Gefühle für den persischen Dichter Mohammed Schemseddin Hafis (+ 1389) zum Ausdruck zu bringen, dessen Ehrentitel ‚Hafis‘, ihn als frommen Muslim ausweist, der den ganzen *Koran* auswendig gelernt hat. Die Ehrenbezeichnung ‚Hafis‘ wurde, wie Goethe eigens betont, für den Dichter zum bezeichnenden Hauptnamen.

Goethes *Buch Hafis* zeigt dann unter dem Gedichttitel *Beiname* den persischen Dichter des 14. Jahrhunderts im Dialog mit Goethe selber. Hafis bekundet dort sein ehrfürchtiges Verhältnis gegenüber dem *Koran*, woraufhin Goethe sich ihm

ohne alles Zögern zur Seite stellt mit der Begründung, dass er – wie Hafis den *Koran* – „unsrer heiligen Bücher herrlich Bild“ an sich genommen habe „trotz Verneinung, Hindrung, Raubens, mit dem heitern Bild des Glaubens.“

Im selben *Buch Hafis* bezeichnet Goethe Hafis als seinen ‚Zwilling‘. Gibt es eine nähere, intimere Verwandtschaft als zwischen Zwillingen? Ist es nicht verblüffend, dass Goethe, obwohl er durch Jahrhunderte und immense geographische Entfernung aber auch durch Sprache und Tradition von diesem Hafis getrennt lebte, sich ihm doch so nahe fühlte wie einem Zwillingenbruder? Demonstrativ zeigt Goethes *Divan* ‚Zwillinge‘, von denen der eine Muslim und der andere Christ ist, im brüderlichen Dialog. Weitgehend besteht der *Divan* – und *Divan* heißt ja Versammlung – aus west-östlichen Dialogen. Dabei kommen viele berühmte Persönlichkeiten des Orients zu Wort: der Prophet Mohammed, Schah Abbas der Große, Mahmud von Gasna, der Eroberer Timur, der Mufti Ebu-suud, Sultan Selim, die Dichter Hafis, Ferdusi, Dschelaleddin Rumi, Saadi, Mutanabbi, Hatem Thai und wie sie alle heißen. Sie geben im Goethes *Divan* ihre Meinungen kund ebenso wie die anonymen Schenkenknaben, Maultiertreiber, Karawanenführer, der Juwelier und Händler im Bazar bis hin zum Bett-

ler. In zwölf *Divan*-Büchern und im Prosateil der *Noten und Abhandlungen* überall gibt Goethe Beispiele für die Möglichkeit west-östlicher Dialoge.

Die ganz heitere, selbstverständliche Vertrautheit mit den Vorstellungen des Orients, die sich in Goethes *Divan* zeigt, das freizügige Schalten und Walten in diesem Bereich – wie wären sie zu erklären, wenn der Dichter des *Divan* hier nicht aus so tiefer Vertrautheit und entsprechendem Wissen heraus spräche? Nur diese Verbundenheit ermöglichte es Goethe auch, sich bei Behandlung religiöser Themen in so souveräner Weise zwischen Ernst und Ironie zu bewegen. Sie erlaubte es ihn, seinem Dichten das Moment der „skeptischen Beweglichkeit“ beizumischen, das ihm an seinem persischen Vorbild und ‚Zwilling‘ Hafis als ein Hauptcharakteristikum erschien. Dass dabei – ebenso wie bei Hafis – niemals ein eigentlicher Misston erklang, dafür gab die Gewähr Goethes grundsätzliche Hochschätzung des Islam. Denken wir an jene Gedichte, in denen Goethe den Propheten selber sprechen lässt, oder an Wendungen wie „Heiliger Koran“, „Des *Korans* geweiht Vermächtnis“ oder auch an Verse wie die folgenden:

Ob der *Koran* von Ewigkeit sei?
Darnach frag' ich nicht! ...
Daß er das Buch der Bücher sei
Glaub' ich aus Mosleminen-Pflicht.

Viele Verse des *West-östlichen Divans* basieren, wie schon erwähnt, auf dem heiligen Buch des Islam, einige Gedichte bestehen zur Hälfte aus *Koran*-Zitaten und zur anderen aus Goethes eigenen Versen, die er mit den *Koran*-Versen verschmilzt. Sie sind also buchstäblich ‚west-östlich‘. Ein Beispiel bietet das Bittgebet der Gruppe *Talismane* aus dem *Buch des Sängers*, das einen Anklang an die 1. Sure des *Korans* (*al-fâtiha* = die Eröffnung) und zwar an V. 6 f. enthält („Sollst uns leiten auf graden Pfad. | Derer, denen Du nicht zürnend warst, Und die nicht irren.“):

Mich verwirren will das Irren;
Doch du weißt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib du meinem Weg die Richte.

Mit dem Wort „die Richte“ benennt Goethe, was die Muslimen von altersher als „Sharia“ bezeichneten, d. h. den rechten Pfad, der zur Quelle führt. Dies ist die ursprüngliche Bedeutung von „Sharia“, ein Wort, das erst in

späteren Zeiten durch den Politislam völlig entstellt wurde.

Beschwörenden Gebetscharakter besitzt auch der besonders bekannte Vierzeiler aus der gleichen Gruppe der *Talismane*, dem ein Vers aus der 2. Sure des *Korans* zugrunde liegt:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Wiederum ein Vierzeiler, der zur Hälfte aus *Koran*-Zitaten und zur andern aus Goethes eigenen Versen besteht, die der Dichter mit den *Koran*-Versen so verschmolz, dass sie im wahrsten Sinne des Wortes ‚west-östlich‘ sind. Von diesem frommen Spruch fertigte Goethe zwei Kalligraphien an, die er nie veröffentlichte, deren schöne Schrift und Ausschmückung aber ahnen lassen, wie wert die Verse ihm gewesen sein müssen. Es lohnt sich, hier länger zu verweilen, um an einem guten Beispiel den Charakter der *Divan*-Dichtung näher zu betrachten.

Man weiß heute, dass die Anregung zu diesen Versen von dem *Koran*-Zitat ausging, das Goethe als Motto der

von Joseph von Hammer herausgegebenen *Fundgruben des Orients* entgegentrat. Dort hieß der Wortlaut:

Sag: Gottes ist der Orient, und Gottes ist der Okzident;

Er leitet wen er will den wahren Pfad.

Cor. II. Sure

Hammer, der Herausgeber jener frühen orientalistischen Zeitschrift von ausgesprochenen internationalem Gepräge verwendete dies *Koran*-Zitat als signalisierende Losung, mit der er alle sechs von 1809 bis 1818 erscheinenden *Fundgruben*-Bände schmückte. Die programmatische Bedeutung dieses *Koran*-Worts wurde noch betont durch die höchst auffällige Platzierung auf der Titelseite der Großfoliobände, was Goethe beim Aufschlagen sofort bemerkt haben muss. Sein Tagebuch erwähnt die *Fundgruben des Orients* erstmals am 12. Dezember 1814, so dass sich dadurch auch ein ungefährer Anhalt für die Datierung des Vierzeilers ergibt. In seiner endgültigen Form existierte das Gedicht am 2. Januar 1815, wie einem Brief an Sulpiz Boisserée zu entnehmen ist, in dem Goethe über seine vielfältigen Lektüren in seiner zugleich ‚heidnischen‘ und ‚mahometanischen‘ Umgebung berichtet:

„Täglich wird eine Perikope aus dem Homer und dem Hafis gelesen, wie denn die persischen Dichter gegenwärtig an der Tagesordnung sind. Erscheint denn dazwischen der Moscovitische Bilder-Calender, so nimmt sich's freilich bunt genug aus.“ Goethe schließt seine Schilderung mit jenem Vierzeiler ab, den er übrigens eine „fromme Betrachtung“ nennt. Diese Bezeichnung ist schon allein deshalb interessant, weil sie den einzigen überlieferten Selbstkommentar darstellt. Geäußert gegenüber dem katholischen Freund Boisserée, dessen Glaubenseifer Goethe manchmal recht einseitig erschien, klingt sie zudem leise ironisch. Ähnlich hatte Goethe in früheren Zeiten gegenüber dem eifernden Zürcher Theologen Lavater die Meriten des *Korans* und speziell der 2. Sure herausgestrichen. In beiden Fällen war es ihm darum zu tun, dem Zelotismus seiner Freunde mit Milde und Freundlichkeit entgegenzuwirken. Der ganze Briefpassus läuft im Grunde darauf hinaus, dass Goethe sich durch sein Beispiel liberaler, weltoffener Gesinnung einem orthodoxen Christen gegenüber werbend für eine kosmopolitische Haltung einsetzt, für ein liberales Nebeneinander der verschiedenen Völker und Religionen unseres Erdkreises oder, wie man heute

sagen würde, für Universalität, für den Gedanken der Ökumene und das ‚Multikulturelle‘.

Die *Koran*-Botschaft von Sure 2, Vers 142, die den Dichter zu den ersten beiden Versen inspirierte, hat ihn vermutlich auch ganz spontan und aperiçuhaft zu deren persönlicher Ergänzung motiviert. Jedenfalls deutet schon ein früherer, handschriftlich überlieferter Entwurf zu den Versen 3 und 4 („Auch den Norden wie den Süden / Hat sein Auge nie gemieden“) darauf hin, dass er von vornherein der Vorstellung vom Osten und Westen noch die des Nordens und Südens hinzufügen wollte. Die *Koran*-Vorlage erschien ihm offenbar zu ‘eindimensional’.

Goethes Drang, im „Gottes ist der Orient“-Spruch alle vier Himmelsrichtungen zu nennen und die durch den *Koran*-Text vor dem geistigen Auge gezogene, von Ost nach West verlaufende Horizontale durch eine in Nord-Süd-Richtung verlaufende Vertikale zu ergänzen, entsprang dem Impuls, auf die Einheit der göttlichen Schöpfung hinzuweisen. Die Erweiterung des *Koran*-Textes bringt es auch mit sich, dass sich die beiden gedachten Linien von Ost nach West und von Nord nach Süd vor unserem inneren Auge überkreuzen und so unversehens

das Zeichen des Kreuzes entsteht. Auf diese Weise ergänzt der Dichter die Aussage des östlichen *Korans* durch das für die Christenheit und den Westen bezeichnende Kreuz-Symbol.

Darüber hinaus evoziert Goethe mit den Schlussversen die Vorstellung der in den Händen Gottes ruhenden Weltkugel, auch dies ein Symbol der christlichen Ikonographie, das sich tief in das Bildgedächtnis des abendländischen Menschen eingepägt hat. Es gibt kein adäquateres Bildsymbol der Einheit als die Kugel, die sich hier zudem durch die ihr eingeschriebene Kreuzstruktur und insbesondere durch die Ost-West-Linie in einen Halbkreis teilt, der wiederum das Zeichen der Mondsichel abbildet, das Symbol des Islam. Christentum und Islam werden hier als untrennbare Einheit gesehen. Wie aus vielen mittelalterlichen Bildern hervorgeht, ist der Kreis mit einem Kreuz ein christliches Zeichen der Welt. Aus Goethes Spruch aber schimmert es durch als Symbol der Einheit.

Dass dem Dichter dies alles bewusst war, als er entdeckte, dass der *Koran*-Vers seine Sprache enthielt, soll hier nicht behauptet werden. Das Erkennen des Fremden als des Eigenen ist ein geheimnisvoller Vorgang, in dem

tausenderlei Elemente blitzartig zusammenschießen. Doch dürfte wohl kein Zweifel bestehen, dass Goethe in den *Koran*-Zeilen sich selbst und den Sinn seines Gedichtbuches spontan wiedererkannte. Dieser Spruch war Symbol seines Werks.

Wie stark der Dichter selber die in den Versen liegende Magie empfand, darauf weisen auch die Überschriften hin, die er ihnen gab. Gedichtüberschriften enthalten ja stets zusätzliche Winke für die Deutung der Verse selber. Bei der Erstveröffentlichung, als der Vierzeiler innerhalb des frühesten Vorabdrucks von *Divan*-Gedichten im *Morgenblatt für die gebildeten Stände* vom 22. März 1816 erschien, lautete die Überschrift Talismane. Diese Überschrift war das Resultat einer gründlichen Beschäftigung mit orientalischen ‚Talismanen‘, über die Goethe im gleichen Zeitraum, als der „Gottes ist der Orient“-Spruch entstand, aus den Illustrationen und Aufsätzen innerhalb der *Fundgruben des Orients* viele Informationen zog, u.a. den Hinweis: „Talisman, d.i. gewöhnlich ein mit einem frommen Gebete beschriebenes Stückchen Papier.“ Er erfuhr, dass die Muslimen sie am Körper zu tragen pflegen (am Hals, Arm, Kopf usw.) auch gegen Schmerzen aller Art.

Ein heilkräftiges magisches Mittel also auf der Grundlage eines frommen Gebetes auf einem Stück Papier! Dass Goethe sich mit der „frommen Betrachtung“ des „Gottes ist der Orient“-Spruches jener Tradition anschloss, bezeugt u.a. sein aus dem gleichen Zeitraum stammender Vorsatz:

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen.
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel sticht
Überall soll gutes Wort ihn freuen.

Deutlich genug kommt hier des Dichters Glaube an die magischen Heilkräfte seiner eigenen „Talismane“ zum Ausdruck, die Gewissheit, dass deren „gutes Wort“ ein gläubiges Gemüt „freuen“ und sein seelisches „Gleichgewicht“ befördern kann.

Zu erinnern ist hier wiederum an die beiden Kalligraphien, die Goethe aus dem „Gottes ist der Orient“-Spruch herstellte. Die besondere Sorgfalt der Ausführung sowohl der Schrift als auch der zeichnerischen Ausschmückung zeigt deutlich: diese Verse sind gebetartig langsam und feierlich zu sprechen. Hier ist jedes Wort aus stärkster Intensität des Geistes geboren und daher auch mit höchster

Bewusstheit zu sprechen. Die Knappheit, Gedrängtheit des Stils hängt mit der Bedeutungsschwere der Wörter zusammen. Ein solcher Talisman enthält wahrhaftig „den höchsten Sinn im engsten Raum“ wie es in der Gedichtgruppe *Segenspfänder* – Goethes Eindeutschung von „Talismane“ – heißt.

Ob der Dichter dem Spruch in dieser kalligraphischen Form eine herausgehobene Stellung geben und ihn für eine besonders ausgestattete Ausgabe des *West-östlichen Divan* verwenden wollte, wissen wir nicht. So wie das Blatt vorliegt, hat er es nur für sich selbst geschaffen. Vielleicht liegt seine Bedeutung darin, dass Goethe mit der Anfertigung dieses Talismans einem Wendepunkt in seinem künstlerischen Schaffen Ausdruck verleihen wollte, die Schönschrift also auch als Symbol seines inneren Erlebens zur Zeit des *Divan* gelesen werden kann, in der er durch die geistige Vereinigung mit dem Orient den Frieden in Gott fand.

Dabei ist zu bedenken, dass „Nord“ ganz persönlich vom Dichter aus betrachtet, zunächst Deutschland heißt und „südliches Gelände“ Italien. Wie in einer Nußschale gibt Goethe hier ein grandioses Bild seiner eigenen geisti-

gen Existenz und ihrer Ausweitung ins Universale durch die Berührung mit dem Osten: und eben dies ist nun wieder auf einer höheren Ebene das typisch ‚Westliche‘ des Dichters. Orient und Occident sind so betrachtet Polaritäten, die sich zum Universalen steigern. Steigerung aber ist Wandlung. Damals als Goethe den Frieden verkündenden „Gottes ist der Orient“-Spruch schuf, war er auf eine neue Dimension seines eigenen Wesens gestoßen. Als persönliche Konfession des Dichters genommen, sagt der Talisman aus, dass Goethe in dieser Zeit, trotz aller Schmerzen, ja Verzweiflungen, auf eine ihn überraschende, ja überfallende Weise neuen Frieden gefunden hatte. einen Frieden in Gott, wie er dem Dichter als höchstes Ziel im ganzen *West-östlichen Divan* vorschwebt bis hin zum *Buch des Paradieses*.

Ruhten „Nord und Südliches Gelände“ in Goethes eigenem Innern wirklich „im Frieden“ beieinander? Man spricht gern von Goethes ‚organischer Entwicklung‘, ohne dabei der tiefen Brüche zu gedenken, die für dieses Leben doch nicht minder charakteristisch sind: In Straßburg erkennt der ‚nordische‘ (= deutsche) Goethe das Straßburger Münster. In Assisi nimmt der ‚klassische‘ (= südliche)

Goethe nur den Minerva-Tempel wahr. Wie stark Goethe den Abstand zwischen seiner Jugend und seinem Mannesalter empfand, macht aufs eindrucklichste die *Zueignung* des *Faust* von 1797 deutlich, die auch zeigt, dass dieser Abstand nur durch tiefe Erschütterungen und Krisen zu überbrücken war. So „ruht“ zunächst keineswegs in diesem Dichter „Nord- und Südliches Gelände“ friedlich nebeneinander. Bis zum *Divan* schlossen sie sich praktisch gegenseitig aus, bekämpften einander in Goethes Brust. Die ‚klassische Wendung‘ führte zur Verurteilung des ‚Nordens‘. Erst nachdem Goethe den ‚Osten‘ entdeckt hatte, glich sich dieser Widerstreit aus. Eine der direkten Folgen davon ist ja die überraschende Wendung zu den niederländischen Meistern der Malerei, wie Goethe sie auf der Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegenden, mit dem *Diwan* des Hafis in der Tasche, in der Heidelberger Sammlung der Brüder Boisserée wahrnahm. Plötzlich setzen sich die Gegensätze in ein harmonisches Verhältnis: Goethe stellt nordische und südliche Kunst einander gleich. Der Dichter wandelt sich nach dem Gesetz von Polarität und Steigerung. Darum dürfen wir die *Talisman-*

Kalligraphien auch verstehen als Symbole von Goethes Wandlung und Steigerung ins Universale.

Aus dem ‚Orient‘-Erlebnis hat Goethe als Künstler bis zu seinem Lebensende die Konsequenzen gezogen. Im Grunde sind alle seine Alterswerke von einem ‚klassischen‘ Formideal weit entfernt: *Faust*, *Wilhelm Meisters Wanderjahre*, um nur die wichtigsten zu nennen. Insofern bezeichnet der Vierzeiler tatsächlich einen Wendepunkt im künstlerischen Schaffen Goethes. Bei der Formulierung des Spruches muss ihm blitzartig klar geworden sein, dass sich, durch die Begegnung mit dem *Koran*-Wort, mit dem ‚Orient‘, unaufgelöste Grundspannungen seines Wesens befriedeten. Daher seine tiefe Begeisterung für Hafis, die auch Ausdruck einer großen Dankbarkeit für die eigene Wesenserweiterung ist. In ihm waren Schranken niedergerissen, an denen sich seine natürliche Tendenz zur Universalität stets gerieben hatte und reiben musste. Das muss Goethe als tiefes Glück erfahren haben.

Doch diese Wandlung ins Universale enthält zugleich eine Lehre an die Welt: sich in Frieden (hier auch ganz politisch gemeint) zu einer gott- und geisterfüllten Universalität zu wandeln. Und liegt darin nicht der letzte Sinn

des ganzen *West-östlichen Divan*? Nehmen wir die ersten zwei Verse als *Koran*-Text, als ‚Prophetenwort‘, wäre das dann nicht auch eine Mahnung an den ‚Orient‘, sich seinerseits dem ‚Okzident‘ zu öffnen und in der Nachfolge des Propheten aus dieser Ost-West-Spannung zu einer toleranten muslimischen Universalität zu finden, die West und Nord und Süd ‚gelten läßt‘, was für Goethe ja immer die Mindestbedingung der Humanität war. Alles Lehren ist letztlich eine Aufforderung zur Wandlung, alles Lernen eine Wandlung zu Höherem. Goethes *West-östlicher Divan* enthält eine Fülle indirekter und doch unüberhörbarer Aufforderungen zur Wandlung – im Sinne des so bezeichnenden Gedichttitels *Höheres und Höchstes* im *Buch des Paradieses* – von der Grundform zum Komparativ, vom Komparativ zum Superlativ! Aus der Seh- und Erlebensweise Goethes drücken die Kalligraphien das gleiche aus wie die berühmten *Faust*-Verse: „Wer immer strebend sich bemüht, | Den können wir erlösen“ – erlösen zu sich selbst, zur Welt, zu Gott.

Aus dem „Gottes ist der Orient“-Spruch wie aus vielen anderen Gedichten des *West-östlichen Divans* klingt mehr oder weniger offenkundig das Thema von der Leitung

unseres Schicksals durch den Willen Gottes heraus. das für Goethe seit langem tiefe Bedeutung hatte, wie wir sahen. Immer wieder wird im *West-östlichen Divan* auf diese religiöse Überzeugung angespielt, so etwa in den Versen eines Gedichts aus dem *Buch der Sprüche*:

... Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Los ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise.

Oder ähnlich in einem anderen Vers aus dem *Buch der Betrachtungen*:

... Du reisest, ein Geschick bestimmt den Raum.

Gottes Wille also bestimmt Weg und Weise unserer Existenz. Dies drückt sich auch aus, wenn Goethe im *Buch des Unmuts* den Welteroberer Timur mit spöttischem Grimm ausrufen lässt:

... Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen.

Hier mögen wir uns daran erinnern, wie die berühmten *Orphischen Urworte* – gleichfalls in der *Divan*-Epoche entstanden – in ganz ähnlicher Weise von solcher Praedestinatio sprechen:

... Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen.

Aber auch die folgende scheinbar scherzhafte, das Verhältnis zwischen Hatem und Suleika kennzeichnende Wendung im *Buch Suleika* hat im Zusammenhang mit Goethes Schicksalsglauben sehr ernsten Hintersinn:

... Denke nun wie von so langem
Prophezeit Suleika war.

Die Worte werden erst richtig verstanden, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Goethe die Vorstellung eines „prädestinierten Paares“ geläufig war. Hiervon sprechen *Die Wahlverwandtschaften* (Buch 1, Kap. 10), aber auch *Die Mitschuldigen* (V. 879) und andeutungsweise auch *Dichtung und Wahrheit* (Buch 15, Schluss). Im *West-östlichen Divan* weist natürlich auch die Vorbestimmtheit Suleikas hin auf den islamischen Glauben an die göttliche Lenkung. Hier ist das Motiv also zugleich ‚orientalisierend‘ gebraucht.

Goethes Sympathie für die Gottesauffassung der Muslime kommt im *West-östlichen Divan* vielfach zum Ausdruck. So finden wir seine Hochschätzung der Lehre von

der Einheit Gottes wieder in den folgenden Versen, die auf die 2. Sure des *Korans* Bezug nehmen (aus dem Nachlass-Gedicht *Süßes Kind, die Perlenreihen*):

... Abraham, den Herrn der Sterne
Hat er sich zum Ahn erlesen;
Moses ist, in wüster Ferne,
Durch den Einen groß gewesen,

David auch, durch viel Gebrechen,
Ja, Verbrechen durch gewandelt,
Wußte doch sich loszusprechen:
Einem hab ich recht gehandelt.

Jesus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte
Kränkte seinen heiligen Willen.

Und so muß das Rechte scheinen
Was auch Mahomet gelungen;
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen...

Ebenfalls angeregt durch die 2. Sure sind folgende Verse, die wiederum einen Lieblingsgedanken Goethes ausdrücken: dass Gott sich in den Naturerscheinungen spiegele, dass er in ihnen erkennbar sei:

Sollt' ich nicht ein Gleichnis brauchen
Wie es mir beliebt?
Da uns Gott des Lebens Gleichnis
In der Mücke gibt.

Das wird wiederum abgewandelt in:

Sollt' ich nicht ein Gleichnis brauchen
Wie es mir beliebt?
Da mir Gott in Liebchens Augen
Sich im Gleichnis gibt.

In einem Vierzeiler aus dem *Buch des Sängers* wird Gott abermals als der Eine, Einzige sowie als der Schicksalbestimmende gepriesen . Dann aber erscheint hier noch ein weiterer, für Goethe gleichfalls bedeutsamer Aspekt:

Er, der einzige Gerechte
Will für jedermann das Rechte.
Sei, von seinen hundert Namen,
Dieser hochgelobet! Amen.

Kenner des *West-östlichen Divans* werden sich erinnern, dass auch eins der großen Suleika-Gedichte mit einer Anspielung auf diese hundert Namen Allahs schließt:

Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

Was für Goethe so anziehend war an der Vorstellung, dass Gott unzählige Eigenschaften und ‚Namen‘ habe, das erklärt sich am besten aus einem Gespräch mit Eckermann, wo der Dichter wiederum auf die hundert Namen Allahs zu sprechen kommt. Auch in diesem Falle sah er eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem Islam und seiner eigenen Religiosität. Am 8. März 1831, also ein Jahr von seinem Tode, sagte Goethe zu Eckermann:

Liebes Kind, was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben.

Es ist zu vermuten – auch im Kontext des ganzen Gesprächs –, dass die muslimische Vorstellung von den hundert Namen Allahs Goethe an den Gottesbegriff Spinozas erinnerte, den er sich weitgehend zu eigen gemacht hatte: der Eine, Gott, das *Hen kai pan*, hat unzählige Eigenschaften, Attribute, von denen sich der Mensch nur die allerbegrenzteste Kenntnis und Vorstellung erwerben kann. Jede einseitige Festlegung auf eine Eigenschaft oder einen Na-

men würde daher eine unangemessene Eingrenzung bedeuten, im Sinne der *Divan*-Verse:

Als wenn das auf Namen ruhte!
Was sich schweigend nur entfaltet.
Lieb' ich doch das schöne Gute
Wie es sich aus Gott gestaltet.

In den Gesprächen mit Eckermann stehen die Äußerungen über die hundert Namen Allahs im Zusammenhang mit längeren, sich über mehrere Tage hinziehenden Erörterungen über Goethes Vorstellungen vom „Dämonischen“. Ausführlich wird da gesprochen nicht nur vom Wesen Gottes, sondern auch von der „Idee des Fatums“, von der „heimlich einwirkenden Gewalt“ der Schicksalsmächte, von den „ewigen Gesetzen“, durch die uns die Gottheit Freude und Leid bestimmt. Da ist es natürlich kein Zufall, dass man hier, wo die Grundfragen von Goethes Religiosität zur Sprache kommen, auch auf eines der nachdrücklichsten Bekenntnisse des greisen Dichters zu Spinoza trifft. Wieder tritt zur Erinnerung an Spinoza als bald auch die an den Islam. Wir sehen, wie der Islam für den alten Goethe durch gewisse Übereinstimmungen mit der Lehre seines Lieblingsphilosophen wirklich hervorra-

gende Bedeutung gewann. Nicht zuletzt deswegen mag es ihm so leicht geworden sein, sich auch als Dichter in den Bereichen der muslimischen Religion mit soviel Selbstverständlichkeit zu bewegen.

Außer der Determinationslehre und der islamischen Gottesauffassung war es – so hatten wir festgestellt – die Persönlichkeit des Propheten Mohammed selbst, für die sich Goethe erwärmte. Auch dafür bietet der *West-östliche Divan* reichlich Zeugnisse. Hier wäre vor allem das gesamte *Buch des Paradieses* zu nennen, worin die Gestalt des Propheten ja in vielfältiger Weise beleuchtet wird.

Sehr ausgiebig befasst sich Goethe aber auch in den *Noten und Abhandlungen* mit Mohammed. Ähnlich wie schon in seiner Jugend beschäftigt ihn wiederum das Wesen des Religionsstifters, des Propheten als solchem. Ähnlich und doch ganz anders. Wenn der junge Goethe sein eigenes Amt als Dichter mit dem des Propheten verglich, wenn er den Blick richtete auf das beiden Gemeinsame: die Führung der Seelen, das Mitreißen der Brüder – wobei der dann im Bilde des Stroms das Vergleichbare festhielt –, so weist er jetzt im Alter mit nüchterner, abwägender Kritik auf die fundamentalen Unterschiede hin, die zwi-

schen dem Wirken des Dichters und dem des Propheten bestehen. Hiervon handelt fast der gesamte mit dem Titel *Mahomet* versehene Abschnitt der *Noten und Abhandlungen*. Das Beispiel des Stifters der islamischen Religion nimmt Goethe offenkundig gerade darum zum Anlass. Grundsätzliches über dieses wichtige Thema zu sagen. weil Mohammed als Verkünder des *Korans* ja durchaus in einer Form wirkte, die an einen Dichter denken lassen. Bis heute gilt der *Koran* vielen Muslimen gleichsam als ein Summum der Poesie.

Demgegenüber sah Goethe sich gedrängt, die Grenzen klar abzustecken. Zwar sind beide, Poet und Prophet, „von Einem Gott ergriffen und befeuert“, wie er sagt. Der Poet aber ist vor allem Künstler, sein Werk will zunächst „Genuß hervorbringen“ wie jede Kunst, im übrigen ist sein Wirken frei von Zwecken, er sucht mannigfaltig, in Gesinnung und Darstellung „grenzenlos“ zu sein. Im Gegensatz dazu sieht der Prophet durchaus auf „einen einzigen bestimmten Zweck“. Er will eine Lehre verkünden, Glauben erwecken und bedient sich dazu der einfachsten Mittel. Gerade die Einfachheit, ja Eintönigkeit ist nötig, um

Gläubige zu sammeln, denn – so sagt Goethe –: „das Mannigfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.“

In diesem Sinne charakterisiert Goethe – im Kapitel *Mahomet* – nun auch ausführlich den *Koran*, weist auf seine Unvergleichlichkeit hin, erklärt aber auch das, was ihm bedenklich erscheint, eben durch Hinweise auf jene andersartige Zielsetzung. Deutlicher als in der Jugend erkannte der Dichter im Alter den Unterschied in der Art des Wirkens: der Prophet lehrt unmittelbar, der Poet mittelbar. Er kleidet seine Lehre in das Gewand von Fabel und Gleichnis und kann so nur „durch einen Umschweif nützen“, wie es im 15. Buch von *Dichtung und Wahrheit* heißt. Der alte Goethe zog es vor, gerade die höchsten Aufgaben der Dichtkunst eher zu verbergen als zu enthüllen. Und so steht im Prosateil des *West-östlichen Divans* an beinahe versteckter Stelle (im Kapitel *Neuere und neuste Reisende*) der Satz, der als entscheidende Ergänzung zum Kapitel *Mahomet* anzuführen ist: in der Poesie bleibe „das Heil der Menschheit aufbewahrt“!

Aus dem Kapitel *Mahomet* lässt sich ersehen, mit welch unvermindertem, grundsätzlichem Respekt Goethe auch im Alter noch dem Begründer des Islam gegenüber

stand. Was jene Hauptpunkte der islamischen Religion betrifft, mit denen der Dichter sympathisierte, so spricht der Prosateil des *West-östlichen Divans* gleichfalls von ihnen.

Auf die Lehre von der Ergebung in den Willen Gottes lenkt Goethe immer wieder die Aufmerksamkeit; z.B. wenn er im Kapitel *Künftiger Divan* andeutet, wie er sein ihm noch unvollkommen erscheinendes Werk zu erweitern beabsichtigt, so charakterisiert er eine bestimmte, noch zu schreibende Gattung von Parabeln wie folgt: Sie sollten darstellen „die wunderbaren Führungen und Fügungen, die aus unerforschlichen, unbegreiflichen Ratschlüssen Gottes hervorgehen“; sie würden „lehren und bestätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Überzeugung, daß niemand seinem einmal bestimmten Loose ausweichen könne.“ Wir sehen: der Dichter hatte das Gefühl, von diesem ihm so lieben Thema des „eigentlichen Islam“ noch zu wenig gesagt zu haben. Auf diesem Gebiet konnte er sich offenbar nie genug tun.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des *West-östlichen Divan* schrieb Goethe an Zelter, im Hinblick auf sich an-

sammelnde neue orientalisierende Gedichte, die einer späteren Ausgabe beigelegt werden sollten: „Diese mohamedanische Religion, Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie wie sie meinen Jahren ziemt.“ Fortfahrend zählt der Dichter auf, was ihm an der muslimischen Gedankenwelt das Wichtigste war, und hier nennt er wiederum an erster Stelle dies: „Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes.“

Mit ungewöhnlicher Emphase sprach schon das Kapitel *Künftiger Divan der Noten und Abhandlungen* über diesen Aspekt; alles im Orient sei, so heißt es dort, Betrachtung, Nachdenken. Dieses Nachdenken aber sei „besonderer Art“, denn es führe alsbald auf „jene Punkte, wo die seltsamsten Probleme des Erde-Lebens strack und unerbittlich vor uns stehen und uns nötigen, dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Ratschlüssen die Kniee zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religiöses Gesetz auszusprechen.“

Im Kapitel *Künftiger Divan* kündigte Goethe an, dass er sich mit dem Gedanken trage, „ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht zu feiern, wo der *Koran* dem Propheten von obenher gebracht ward.“ Leider hat Goethe diesen Vorsatz

nicht mehr ausgeführt. Doch 88 Jahre später griff Rainer Maria Rilke (1875-1926) ihn einem Sonett auf, das 1907 in Paris entstand, nachdem der ihm befreundete Orientalist Friedrich Carl Andreas ihm nahegelegt hatte, sich mit Goethes *West-östlichem Divan*, dem *Koran* und dem Leben des Propheten vertraut zu machen:

Mohammeds Berufung

Da aber als in sein Versteck der Hohe,
Sofort Erkennbare: der Engel, trat,
Aufrecht, der lautere und lichterlohe:
Da tat er allen Anspruch ab und bat

Bleiben zu dürfen der von seinen Reisen
Innen verwirrte Kaufmann, der er war;
Er hatte nie gelesen – und nun gar
Ein solches Wort, zu viel für einen Weisen.

Der Engel aber, herrisch, wies und wies
Ihm, was geschrieben stand auf seinem Blatte,
Und gab nicht nach und wollte wieder: Lies.

Da las er: so, daß sich der Engel bog.
Und war schon einer, der gelesen hatte
Und konnte und gehorchte und vollzog.